



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

LAUREN WILKINSON

AMERICAN

SPY

Thriller

AUS DEM AMERIKANISCHEN VON
JENNY MERLING, ANTJE ALTHANS,
ANNE EMMERT UND KATRIN HARLASS

TROPEN

American Spy ist ein Roman. Sämtliche Ereignisse und Dialoge sowie alle Figuren mit Ausnahme berühmter historischer Persönlichkeiten entspringen allein der Fantasie der Autorin. Die geschilderten Situationen, Ereignisse und Dialoge reale historische Figuren betreffend sind frei erfunden und spiegeln den gänzlich fiktionalen Charakter des Romans wider. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig.

Das vorangestellte Zitat entstammt dem Roman *Der unsichtbare Mann* von Ralph Ellison, aus dem Amerikanischen von Georg Goyert, vollständig neu überarbeitet von Hans-Christian Oeser, © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»American Spy« im Verlag Random House, New York

© 2018 by Lauren Wilkinson

All rights reserved.

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung der Daten des Originalverlags

© Caroline Teagle Johnson, basierend auf einem Bild

von © Hayden Verry/plainpicture

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50464-4

Für meine Mutter Linda Perry

Mein Sohn, wenn ich gestorben bin, möchte ich, dass du den guten Kampf weiterführst. Ich hab's dir nie gesagt, aber unser Leben ist ein Krieg, und seit ich in der Periode der Rekonstruktion mein Gewehr zurückgegeben hab, war ich mein Lebtag ein Verräter, ein Spion in Feindesland. Lebe mit dem Kopf im Rachen des Löwen. Ich will, dass du sie mit Jasagen überwältigst, dass du sie mit Grinsen untergräbst, dass du ihnen recht gibst auf Tod und Verderben, dass du dich von ihnen verschlingen lässt, bis sie speien oder bersten.

RALPH ELLISON, Der unsichtbare Mann

TEIL EINS

1

CONNECTICUT, 1992

Ich öffnete den Safe unter meinem Schreibtisch, schnappte mir meine alte Dienstwaffe und schlich lautlos und elegant zur Schlafzimmertür – bis ich auf einen Legostein trat und den Rest des Weges humpeln musste. Vor der Tür ging ich in die Hocke.

Es vergingen ein paar Sekunden, gerade so viele, dass ich mir schon fast wieder lächerlich vorkam. Es war bestimmt nur der Wind gewesen. So war es am Ende doch immer.

In dem dunklen Zimmer herrschte Stille, der einzige Lichtschimmer war der Mondschein. Unser Schäferhundmischling Poochini war bei euch mit im Zimmer. Er schlug an, ein einzelnes Bellen, eine Warnung. Ich hörte Reifen auf Asphalt, ein Auto fuhr auf der Boston Post Road vorbei, die direkt auf der anderen Seite des kleinen Wäldchens hinter unserem Haus verlief. Dann war es wieder still.

Ich hatte an diesem Abend lange an einer Übersetzung gesessen, es war nach zwei, als ich endlich ins Bett kam. Ich konnte nicht einschlafen, und wie ich so dalag und an die Decke starrte, meinte ich, auf dem Gang eine Diele knarren zu hören. Ich war ohne nachzudenken aufgesprungen und hatte meine Waffe geholt.

Euer Zimmer war gegenüber von meinem. Ich stellte mir vor, wie ihr friedlich in euren Betten lagt, und sagte mir, dass ich übertrieb. Wir waren doch hier sicher.

Und dann stand auf einmal der Mann bei mir im Schlafzimmer und ich sah mit klopfendem Herzen zu, wie er auf mein Bett zuing. Ich sprang ihn von hinten an und riss ihn zu Boden. Seine Pistole knallte auf die Dielen und rutschte ins Dunkel. Er versuchte wieder aufzustehen, aber ich setzte mich auf ihn und hielt ihn fest. Sein schlanker, muskulöser Körper bäumte sich unter mir auf. Er schubste mich von sich herunter, sodass ich mit dem Rücken gegen den Nachtschrank prallte und die kleine Lampe darauf zu Boden fiel. Meine Pistole war jetzt auch verschwunden. Ich versuchte aufzustehen, aber er packte mich an den Haaren und zerrte mich wieder runter.

Er setzte sich mir auf den Brustkorb und tastete nach meinem Hals. Dabei griff er mir aus Versehen in den Mund und ich biss zu, so hart ich konnte. Er stieß einen Fluch aus, das erste Wort, das überhaupt zwischen uns fiel. Ich kratzte ihn blindlings im Gesicht, an den Armen, wo ich nur konnte, und versuchte unter ihm hervorzukriechen. Er griff wieder nach meinem Hals und drückte zu. Ich tastete hinter mir den Boden ab, in der Hoffnung, die Nachttischlampe zu erwischen, stattdessen hatte ich plötzlich eine fremde gmm in der Hand. Ich hielt sie dem Mann an die Schläfe und drückte ab.

Der Schuss hallte laut durch das stille Haus. Der Mann sackte in sich zusammen, sein Gewicht presste mich auf die Dielen und drückte mir die Luft ab. Ich hörte, wie Poochini ins Zimmer gerannt kam, und dann eure Schritte im Flur. Ich schob den Toten unter Aufbietung aller Kräfte von mir herunter, schaltete das Licht an und schloss die Tür ab, damit ihr nicht reinkommen konntet. Ich sah auf die Leiche hinunter. Mein Atem ging schwer.

»Maman?«, rief einer von euch aus dem Flur.

»Ich komm gleich«, brachte ich mühsam heraus. Ich musste husten. Meine Stimme war ganz rau und brüchig von dem festen Griff des Mannes um meinen Hals, und meine Sinne waren adrenalingeschärft. Ich hatte das Gefühl, besser sehen zu können als

je zuvor und auch besser riechen zu können, der beißende Geruch von seinem Blut und seinem Schweiß nahm mir fast den Atem. Ich betrachtete sein Gesicht. Viel war nicht mehr davon übrig, aber ich war mir trotzdem recht sicher, dass ich ihn nicht kannte.

Poochini sah mir zu, wie ich die Taschen des Toten nach einem Ausweis durchsuchte. Ich fand nichts, aber das war egal. Ich wusste auch so, wer ihn auf mich angesetzt hatte.

»Bin gleich bei euch«, rief ich euch beiden zu, während ich nach meiner Pistole suchte. Ich fand sie, verstaute sie wieder im Safe und nahm die des Mannes an mich. Als ich auf den Flur ging, trotete Poochini mir hinterher und hinterließ überall blutige Pfotenabdrücke. Ich zog die Tür hinter mir zu.

William, du hast in das grelle Licht geblinzelt. Tommy, du hast durch einen Türspalt aus eurem Zimmer geschaut, halb verdeckt vom Türrahmen. Ich bemerkte, dass das Telefon schon eine ganze Weile klingelte.

»Blut«, hast du, William, gesagt und auf mein Gesicht gezeigt.

»Ist nicht schlimm«, beruhigte ich dich, »tut nicht weh.«

Ich lief den Flur hinunter, durch das Wohnzimmer zur Haustür, und trat hinaus. Ich spähte in die Dunkelheit, sah aber niemanden, auch keinen unbekannten Wagen. Dann ging ich wieder hinein.

Ihr wart mir hinterhergekommen. Tommy, du hast geweint. Ich wollte dich auf den Arm nehmen, aber meine Sachen waren ja voller Blut.

»Ist doch alles in Ordnung«, versuchte ich weiter, euch zu beruhigen, während ich gefolgt von Poochini eine Runde durchs Wohnzimmer drehte. Wie war der Mann bloß hier reingekommen?

Ich ging ins Bad und sah, dass er hier durchs Fenster eingestiegen war. Ich betrachtete erst die Scherben, dann mich selbst im Spiegel am Medizinschränkchen. Ich hatte Blut im Gesicht, am Hals und am T-Shirt.

Der Mann hatte mich so stark gewürgt, dass mir mehrere Blutgefäße in den Wangen geplatzt waren. Ich drehte den Wasserhahn auf. Während ich mir das Gesicht wusch, klingelte erneut das Telefon. Ohne darüber nachzudenken nahm ich im Wohnzimmer ab. Meine Nachbarin Irena war dran. Sie wohnte direkt nebenan, nah genug, um den Schuss zu hören.

»Marie! Endlich! Gott sei Dank geht's dir gut.«

Vor lauter Panik war ihr polnischer Akzent besonders stark. Irena war etwa so alt wie meine Mutter. Ich ging manchmal auf einen Kaffee zu ihr rüber, dann saßen wir am Küchentisch und tratschten. Wir hatten beide Geheimnisse, waren beide Außenseiterinnen, und das verband uns.

Wir waren beide eher verschwiegen, was unser früheres Leben anging, aber schon nach den wenigen Malen, als Irena doch ihre Vergangenheit erwähnt hatte, war klar geworden: Sie hatte einiges durchgemacht. Es gab sicher nicht viele Rentnerinnen in dieser verschlafenen kleinen Stadt, die mitten in der Nacht einen Pistolenschuss so zweifelsfrei erkennen würden.

Ich sagte ihr, es sei alles in Ordnung, legte jedoch abrupt auf, als ich Sirenen hörte. Irena hatte anscheinend die Polizei gerufen. Ich scheuchte euch zwei zurück ins Kinderzimmer, ihr solltet dort mit Poochini warten.

Es klingelte an der Tür. »Marie Mitchell?«, rief ein Polizist laut, klopfte einmal und trat dann die Tür ein. Ich konnte gerade noch eure Zimmertür zuziehen, da hörte ich schon Stiefelpaare durchs Wohnzimmer trampeln. Drei Polizisten verstellten mir den Weg. Alle drei hatten ihre Waffe gezogen. Ich hielt ebenfalls noch immer die Pistole in meiner Rechten und hob die Hände.

Der eine kam auf mich zu. »Die Waffe runter!«, bellte er. »Sofort!«

Ich legte die Pistole auf den Boden. »Sir, meine Söhne sind im Haus.«

Ihr habt beide vor Angst geschrien.

»Irgendwelche weiteren Waffen?«, fragte er.

»Hinter der Tür da. Sie sind noch ganz klein, erst vier. Bitte ...«

»Mund halten! Beantworten Sie nur die Frage! Haben Sie irgendwelche weiteren Waffen an sich?«

»Nein, Sir.«

Der Polizist drückte mich schmerzhaft gegen die Wand und durchsuchte mich mit groben Handgriffen, aber ich wehrte mich nicht. Er war doppelt so breit wie ich, doch wenn er mich erschossen hätte, würde trotzdem hinterher im Bericht stehen, er habe aus Notwehr gehandelt. Also gab ich mich passiv und folgsam.

»Was ist hier überhaupt passiert?«

Ich sagte so ruhig wie möglich: »Da stand plötzlich ein Mann bei mir im Zimmer, Sir. Er wollte mich umbringen. Ich wohne hier.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Keine Ahnung, wie er heißt, Sir, aber er ist auf jeden Fall tot. Mein Vater ist Polizist«, fügte ich hinzu. »Seine Polizeimarkte ist in meiner Handtasche, kann ich Ihnen zeigen.« Ich hatte immer eine Kopie davon in dem kleinen Etui mit Führerschein und Fahrzeugpapieren dabei. Wenn ich jemals von der Polizei angehalten werden sollte, könnte ich die Marke unauffällig aufblitzen lassen.

Der Polizist sah seine Kollegen an. »Sie ist sauber.«

Sie verstaute ihre Pistolen wieder im Halfter. Ich fragte, ob ich die Marke holen sollte. Polizist Nummer eins schüttelte den Kopf. Langsam entspannten sich die drei.

»Wo ist die Leiche? Hier drin?« Er hatte die Hand auf der Klinke der Schlafzimmertür. Ich nickte hastig. Er ging hinein.

»Kann ich kurz zu meinen Söhnen?«, fragte ich die zwei anderen. Einer nickte.

Du, Tommy, hast dich sofort an mich geschmiegt. »Maman, ich hab Angst!«

»Ich weiß.« Mir war das Blut jetzt egal, ich hockte mich hin und umarmte euch beide. Ich hielt euch lange fest und gab euch einen

Kuss. Dann packte ich schnell ein paar Sachen in einen Rucksack und schob euch und den Hund raus auf den Flur. Beim Anblick der Polizisten seid ihr zusammengezuckt. Tommy, dich musste ich sogar auf den Arm nehmen, weil du wie erstarrt warst.

»Aber gleich wiederkommen, ja?«, rief mir einer der Polizisten beim Rausgehen hinterher.

Irena öffnete mir die Tür und zog mich trotz meiner blutigen Kleidung erst einmal fest an sich. Sie war die Einzige hier in der Straße, die ich wirklich mochte.

»Ich muss ins Krankenhaus.«

Ich muss benommen geklungen haben, denn sie drückte mich noch einmal und sagte: »Die beiden können hierbleiben, solange du willst.«

Bevor ich ging, sah ich mich noch schnell bei Irena um, prüfte alle Zimmer auf Einbruchmöglichkeiten hin. Alle, auch Pochini, folgten mir dabei schweigend. Ihr wart dort weniger sicher, als ich es mir gewünscht hätte, aber ich hatte in dem Moment keine andere Wahl.

Als euch beiden klar wurde, dass ich gehen würde, fngt ihr an zu weinen. Ich löste so sanft wie möglich meine Waden aus der Umklammerung eurer kleinen Hände, was schmerzhafter war als die Verletzungen, die mir der Mann zugefügt hatte, und versprach, so schnell wie möglich zurückzukommen. Das meinte ich absolut ernst.

Mittlerweile waren zwei Rettungssanitäter bei uns zu Hause angekommen. Der eine untersuchte mich kurz und bestätigte mir dann, was ich schon wusste: Meine Lippe musste genäht werden. Ich sagte, dass ich nachher selbst ins Krankenhaus fahren würde, sobald die Polizisten mich vernommen hatten. Das mussten sie, das war mir klar.

Der, vor dem ich am meisten Angst hatte, tat auf einmal wahnsinnig freundlich. Seine Falschheit machte mich wütend. Er fragte, ob ich irgendetwas bräuchte. Das war natürlich nur eine

Masche, er wollte austesten, ob ich seine Fragen beantworten würde.

»Fragen Sie einfach, was Sie wissen wollen«, sagte ich.

»Okay, mal ganz von vorne. Was ist hier eigentlich passiert?«

»Ich hab geschlafen. So gegen drei hab ich dann ein Geräusch auf dem Flur gehört und ...«

»Sie haben geschlafen?«

»Ja, ich war gerade dabei einzuschlafen, als ich das Geräusch hörte.«

»Aha.« Der Polizist musterte mich prüfend.

Ich wurde rot. Klang ich in meinem Bemühen, so wahrheitsgetreu wie möglich zu antworten, vielleicht gerade, als würde ich lügen? Euer Großvater war Berufspolizist, was mir eine gewisse Angst vor Autoritäten eingebläut hat, die mir selbst meine Jahre als FBI-Agentin nicht austreiben konnten.

Die Vernehmung ging weiter. Zwei Gerichtsmediziner kamen dazu. Ich wartete, bis wieder alle weg waren, und fuhr dann wegen meiner Lippe ins Krankenhaus. Als ich endlich wieder zu Hause war, wurde es schon hell. Ich ging zu Irena. Ihr wart unter einem Haufen Decken auf der Ausziehcouch begraben. Tommy, dich übersieht man leicht, wenn du schläfst. Dein Bruder streckt sich im Schlaf aus wie ein kleiner Krake. Aber du rollst dich immer zu einer kompakten Kugel zusammen.

Poochini kam angelaufen. Ich kraulte ihm die Ohren. »War alles okay?«, fragte ich Irena im Flüsterton.

Sie schüttelte den Kopf. »Die zwei konnten ewig nicht einschlafen.«

Ich hob vorsichtig einen Deckenzipfel hoch. Ich wollte euch nicht wecken, aber ich musste euch einfach einen Kuss geben. Ihr habt beide weitergeschlafen. Ich wünschte Irena eine gute Nacht, als sie das Zimmer verließ. Dann setzte ich mich auf die Sofalehne und sah euch beim Schlafen zu. Ich selbst war viel zu aufgekratzt von dem ganzen Adrenalin, um auch nur ein Auge zuzumachen.

MARTINIQUE, ZWEI TAGE SPÄTER

Der Mann, den ich erschossen hatte, war ein Einbrecher gewesen. Ich fand, mit meiner Aussage hatte ich meine Schuldigkeit getan. Für den Fall, dass die Polizisten das anders sahen, reisten wir mit gefälschten Pässen aus den USA aus. Die Papiere hatte Mr Ali, ein Freund meines Vaters, vor ein paar Jahren für den Notfall für mich angefertigt.

Ich hoffe, dass ihr als Erwachsene nie Grund habt, so paranoid zu sein wie ich. Der Mitarbeiter am Jumbo-Car-Mietwagenschalter begrüßte mich freundlich und sah dann von seinem Empfangstresen auf. Beim Anblick meiner genähten Lippe und des Blutergusses auf meiner Wange rutschte ihm schlagartig das Lächeln vom Gesicht.

Ich nahm kurz die Sonnenbrille ab, damit er mein Gesicht mit dem Foto abgleichen konnte. Der Name auf dem Führerschein stimmte mit dem im Pass überein: Monica Williams. Er sprach mich mit dem Namen an, als er mir beides zurückgab, und ich sah erschrocken zu euch beiden hinunter. Euer Französisch war gut genug, um ihn zu verstehen, aber ihr habt euch bei dem fremden Namen anscheinend nichts gedacht.

Der Mitarbeiter stellte mir ohne Aufpreis ein größeres Auto zur Verfügung. Ihr habt es euch gleich mit Poochini auf dem Rücksitz des schicken roten Peugeot gemütlich gemacht. Ich verfrachtete unser Gepäck in den Kofferraum und setzte mich ans Steuer.

Der Flughafen von Martinique befindet sich im Industrieviertel Le Lamentin. Wir fuhren den Highway hinunter, links und rechts sausten Fabriken vorbei, und ich erzählte euch vom Tag eurer Geburt. Damals fuhren wir dieselbe Straße entlang, ich zeigte euch

aus dem Fenster die Stelle, an der meine Mutter und ich rechts hatten halten müssen, weil ihrem uralten Truck das Benzin ausgegangen war. Am Ende mussten wir die restlichen zehn Meilen zum Krankenhaus per Anhalter fahren. Und alles nur, weil die Lastwagenfahrer der Erdölraffinerie auf der Insel gerade streikten und keine Tankstellen belieferten. *Streik* – es ist schon ein sehr französisches Land. Sie nennen es nicht umsonst Übersee-Department.

Auf dieser Straße erlebte ich die erste schlimme Wehe. Es tat so unglaublich, so unfassbar weh, dass ich am liebsten ein Lesezeichen an diese Stelle meines Lebens gesteckt hätte und später darauf zurückgekommen wäre, wenn ich ein besserer Mensch wäre.

Man könnte Wehenschmerzen als unbeschreiblich oder überirdisch bezeichnen, und das stimmt natürlich auch irgendwie. Das Problem ist bloß, dass diese Wörter viel zu positiv klingen. Es war kein Schmerz, der meinen Charakter festigte. Das Gefühl, vom Hals abwärts nur noch aus heißer Glut zu bestehen, führte durchaus nicht zu einem tieferen Verständnis meiner selbst. Versteht mich nicht falsch, ich bin sehr froh, euch zu haben, und der größte Teil der Schwangerschaft war auch wirklich in Ordnung. Aber die letzten Meter haben sich dann doch ganz schön gezogen.

Martinique ist ein wunderschönes Land. Während wir mit dem Peugeot durch die Städte und Dörfer fuhren, steile Abhänge hinunter, um scharfe Kurven, dann wieder über Serpentinien einen Hügel hinauf, kam ich mir vor wie in einem Film. Obwohl das vielleicht mehr mit meinem Geisteszustand zu tun hatte als mit der herrlichen Landschaft; ich hatte die letzten paar Tage nur überstanden, indem ich mich innerlich komplett von allem abgeschottet hatte.

Ihr Jungs wart müde von der Reise und deshalb still. Pochini hingegen hielt glücklich den Kopf aus dem Fenster, bellte und hechelte und war so aufgeregt wegen der vielen neuen Gerüche und Eindrücke, dass ich Sorge hatte, er könne vor lauter Übermut aus

dem fahrenden Auto springen. Er war einer dieser Hunde, die regelmäßig einen Rappel kriegen und abhauen. Ich hätte zu gern gewusst, was in ihm vorging, um ihm das abzugewöhnen. Ich hatte für meinen Geschmack mittlerweile wirklich oft genug nachts im Bademantel die Straße rauf und runter laufen und nach ihm rufen müssen.

Agathes Hof lag in Sainte-Anne, einer Gemeinde ganz im Süden des Landes. Als wir uns einem Kreisverkehr näherten, sah ich am Straßenrand einen jungen Trampler stehen und hielt an. Er sprach mich auf Kreolisch an, ich erwiderte auf Französisch, er solle einsteigen. *Auto-stop* war hier nichts Ungewöhnliches und Martinique der einzige Ort auf der Welt, wo ich tatsächlich einen Anhalter mitgenommen hätte. Ich stand in der Schuld des Fremden, der mich damals ins Krankenhaus gefahren hatte, und wollte seine gute Tat mit einer eigenen vergelten.

Nachdem ich den jungen Mann an einem Kreisverkehr abgesetzt hatte, der näher an der Stadt war, fuhren wir weiter Richtung Süden. Als ich endlich in der Ferne das Haus meiner Mutter ausmachen konnte, entspannte sich schlagartig mein verkrampfter Kiefer. Mir war meine starke Anspannung gar nicht bewusst gewesen, ich bemerkte sie erst, als sie sich löste. Wir waren so gut wie in Sicherheit.

Die Hauptstraße verlief quer über das Grundstück, das ringsum von Stacheldraht eingefasst war. Weiße Kühe tupften die braune, trockene Weide, die dennoch wunderschön war. Das Haus lag oben auf einem Hügel, einer der Gründe, weshalb ich hierhergekommen war. Durch die weite Sicht hätte ich einen strategischen Vorsprung, falls man mich hier suchen würde.

Ich nahm die letzte enge Kurve und steuerte das Auto die von Aloe vera gesäumte Einfahrt hinauf. Der Motor des Peugeot jaulte selbst im ersten Gang herzerweichend. Ich parkte neben dem alten Truck meiner Mutter, wir stiegen aus und gingen auf das Haus zu. Die Tür war nicht abgeschlossen.

Tröstlicherweise war das Wohnzimmer noch genau so, wie ich es in Erinnerung hatte. Überall tropische Pflanzen und Rattan. An der gegenüberliegenden Wand braune Läden vor den bodentiefen Fenstern, daneben die Tür, die zur Küche führte. Eure Großmutter war dort drin und summte ein Lied im Radio mit. Bacon-Duft. Pfannengeklapper auf dem Herd.

»Agathe?«, rief ich.

Sie kam ins Wohnzimmer und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Ich umarmte sie fest. Mit besorgtem Blick musterte sie die Blutergüsse in meinem Gesicht und betastete vorsichtig meine Wange.

»Ich weiß, sieht schlimm aus«, sagte ich auf Französisch. »Ich hab ja versucht, dich drauf vorzubereiten.«

Sie nickte. »Du bist mein Kind, natürlich tut's mir weh, dich so zu sehen. Trotz Vorwarnung.«

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, sie mit der Realität zu konfrontieren. Ich hätte mich am liebsten irgendwo versteckt und die Last allein getragen. Ich wollte sie so gern davon fernhalten, genau wie euch, und es setzte mir unheimlich zu, dass ich das nicht konnte.

»Sagt mal Guten Tag«, forderte ich euch auf.

»Ich bin eure Oma«, stellte sie sich vor. Sie benutzte das Wort *mémé*. Sie beugte sich zu euch herunter und bekam von jedem einen gehorsamen Kuss auf die Wange. Tommy, du warst wie allen Fremden gegenüber sehr schüchtern. Ihr konntet euch wohl nicht mehr an sie erinnern.

»Sie sprechen doch noch Französisch, oder?« Agathe richtete sich wieder auf. »Verstehen sie mich?«

Ich nickte. »Die sind nur beide hundemüde, besonders William. Dem haben im Flugzeug die Ohren wehgetan, er konnte nicht schlafen.«

»Bin ich nicht«, hast du auf Französisch widersprochen. »Bin überhaupt nicht müde.«

»Und du?«, fragte Agathe mich.

»Mir geht's gut. Glaube ich.« Ich fühlte mich immer noch komplett leer.

Dann fragte sie, ob ihr Hunger hättet, und nahm euch mit in die Küche, um euch Frühstück zu machen. Ich setzte mich aufs Sofa und atmete erst mal tief durch. Ich war bei meiner Mama, zweitausend Meilen von Connecticut entfernt, und fühlte mich endlich sicher. Urplötzlich nahm ich die Erschöpfung wahr. Ich konnte die Augen nicht mehr offen halten und rutschte zur Seite.

Als ich aufwachte, war es dunkel. Ich sprang sofort auf, panisch, dass ich so unaufmerksam gewesen war. Da hörte ich euch draußen auf der Veranda.

Eure Großmutter erzählte euch gerade eine Gutenachtgeschichte. Poochinis Schwanz fegte über den Beton. Ihr wart beide schon im Schlafanzug und hattet euch neben Agathe auf dem Rattansofa zusammengekuschelt.

»Maman!«, riefst du, Tommy.

Ich sah auf die Uhr. Ich hatte zwölf Stunden geschlafen! »Wieso habt ihr mich denn nicht geweckt?«

»Ich frag mich eher, wie du so lange schlafen konntest. Die beiden sind hier heute Nachmittag über Tisch und Bänke gegangen, sag ich dir. Und den Riesenstreit hast du auch verschlafen. Ging eigentlich um nichts, aber es gab natürlich trotzdem Tränen und Geschrei, das volle Programm.«

Ich setzte mich neben Poochini auf den Boden. »Dann hattet ihr also einen schönen Tag.«

»Du warst jedenfalls nicht wachzukriegen. Hast den Schlaf anscheinend bitter nötig gehabt.« Zufrieden fügte meine Mutter hinzu: »Sprechen gut Französisch, die beiden.«

»Zu Hause sprechen wir immer Französisch«, hast du, William, ihr erklärt.

»Ja, ich versuche immer drauf zu achten, dass sie es nicht verlernen«, sagte ich.

»Und, funktioniert das?«

»Na ja, so halb.«

»Maman, was sind Sterne?« Die Frage kam von dir, Tommy.

Ich sah hoch zum Himmel. Ich glaube, ich hatte zuvor noch nie so viele Sterne gesehen wie an dem Abend. Hier sieht man nachts mehr, als ich mir als Kind in New York überhaupt hätte vorstellen können, und ich freute mich, dass ihr ein bisschen mehr über die Welt erfahren konntet als ich in eurem Alter.

Ich setzte zu einer Erklärung an – große Kugeln aus Gas und Hitze und Licht, die Sonne sei auch einer, sie kämen uns nur so klein vor, weil sie so weit weg seien. Als ich fertig war, saht ihr aus, als würdet ihr jetzt gar nichts mehr verstehen.

»Mémé hat gesagt, also, sie sagt, Daddy ist ein Stern. Also jetzt, weil er tot ist.« Das hast du auf deine typisch sachliche Art gesagt, Tommy. »Welcher Stern ist er denn?«

Ich hatte mit Fragen zu eurem Vater gerechnet, seitdem ihr sprechen könnt, aber nicht mit dieser. Ich warf meiner Mutter einen genervten Blick zu. Ihr Jungs wart kaum einen halben Tag hier, und schon hatte sie euch ihren spirituellen Humbug in den Kopf gesetzt.

Sie lächelte entschuldigend. »Sie wollten eben wissen, was mit uns nach dem Tod passiert. Ist doch klar, dass sie jetzt auf so was kommen.«

»Ist der böse Mann auch ein Stern?« Tommy fand den Erklärungsansatz meiner Mutter offensichtlich sehr viel leichter verdaulich als meinen.

»Weiß ich nicht«, sagte ich und sah demonstrativ zu Agathe. »Was meinst du denn, Mémé?«

»Nein«, antwortete sie. »Wenn man böse ist, wird man kein Stern. Dann kommt man zurück auf die Erde und bekommt eine zweite Chance, lieb zu sein.«

»Wo ist denn dieses Fotoalbum, das ich dir gegeben hab?«, fragte ich.

Es war in ihrem Zimmer. Ich holte es und ging zurück auf die Veranda.

»Ich zeig euch jetzt mal ein Foto von eurem Daddy, als er noch kein Stern war«, schloss ich mich widerwillig dem Narrativ meiner Mutter an. Ich zog das Foto von meiner Schwester und dem Soldaten in Uniform aus dem Album. William, du bist zu schnell für mich. Blitzschnell bist du vom Sofa gerutscht und hast es mir aus der Hand geschnappt. Du hast es ins Licht der Lampe gehalten und genauestens inspiziert.

»Vorsichtig!«, schimpfte dein Bruder und versuchte sofort, dir das Bild wieder wegzunehmen. Ich nahm es an mich und scheuchte euch zurück auf das Sofa. Nachdem ihr versprochen hattet, lieb zu sein, hockte ich mich vor euch hin und hielt das Foto so, dass ihr es beide sehen konntet. »Das ist euer Daddy mit Tante Helene.«

»Ist die auch ein Stern?«, fragte William.

»Ja«, erwiderte Agathe.

»Wenn Daddy ein Stern ist, warum ...« William streckte nachdenklich die Zungenspitze heraus. »Warum kann er nicht einfach wiederkommen?«

»Du meinst, warum kann man nicht wieder lebendig werden, nachdem man gestorben ist?«

Nicken.

»Gute Frage«, gab ich zu.

»Warum ist er denn gestorben?«, wollte William wissen.

»Auch eine gute Frage.«

Was für Fragen und wie viele ihr stellt, verblüfft mich immer wieder. Ebenso, wie viel ihr zwei überhaupt redet. Vor euch beiden war mir gar nicht bewusst gewesen, wie still mein Leben eigentlich war.

Während ich über eine Antwort nachdachte, hast du, Tommy, mir auf einmal die Wange gestreichelt.

»Maman?« Dein liebes kleines Gesicht hatte einen strengen Ausdruck. »Nicht traurig sein.«

Deine Forderung war so ernsthaft, dass ich lächeln musste. Es erinnerte mich wieder einmal daran, wie sehr du deinem Vater ähnelst. Du denkst, du könntest mich und was ich fühle lediglich kraft deines Willens ändern. Dieses Bedürfnis ist die Essenz dessen, was dein Vater unter Liebe verstanden hat. Und William, du hast genauso viel Energie wie er. Du bist genauso flink wie er, genauso ungeduldig, genauso großzügig. Ich habe oft darüber nachgedacht, was ihr wohl für Menschen werden würdet. Ich habe gehofft, euch beibringen zu können, eure Energie und euren starken Willen in die richtigen Bahnen zu lenken, damit ihr genauso außergewöhnlich würdet, wie euer Vater es war.

»Na gut. Für dich«, sagte ich und gab dir einen Kuss auf die Wange.

Das war gestern Abend. Später bist du, Tommy, schreiend aus einem Albtraum erwacht und hast deinen armen Bruder damit zu Tode erschreckt. Ich habe dir ein Glas Wasser gebracht und den Rücken gestreichelt, und dann habe ich mich am Fußende eures Betts zusammengekauert, bis ihr beide wieder eingeschlafen wart.

Jetzt ist es früh am Morgen. Draußen ist es noch dunkel und im Haus ist es still. Agathe schläft in dem Zimmer, das früher meinem Onkel gehört hat. Sie hat darauf bestanden, dass ich ihres nehme, was viel größer ist und genau gegenüber von eurem. Die Möbel hier drin sind alle so riesig. Auf dem ausladenden Schminktisch steht das einzige Andenken aus unserem Haus in Queens, ein Foto, das mein Vater während seiner Phase als leidenschaftlicher Hobbyfotograf geknipst hat.

Es ist von Weihnachten 1962. Ich wollte unbedingt, dass unser Airedale Terrier Bunny eine Weihnachtsmannmütze trägt, deshalb versucht Helene auf dem Bild (erfolglos) dafür zu sorgen, dass er sie lange genug aufbehält. Bunny ist nur ein brauner verschwommener Fleck und sie guckt ihn genervt an. Ich dagegen lächle.

Helene war immer ein bisschen wie eine Mutter zu mir, immer

mehr auf mein Glück bedacht als auf ihr eigenes. Das ist mein Lieblingsfoto von uns.

Gestern Abend auf der Veranda habe ich gesagt, euer Daddy wäre im Krieg gestorben, sein Flugzeug wäre abgeschossen worden. Das habe ich auch Agathe erzählt: Euer Vater war ein US-amerikanischer Soldat, der im Krieg gefallen ist, und seine Familie wollte nichts mit uns zu tun haben. Ich wusste, dass meine Mutter mir das nicht abnahm, ich hätte es ja auch niemandem geglaubt. In jeder Lüge, die ich ihr über euren Vater erzählt habe, schwang unausgesprochen immer die Herausforderung mit, mir doch auf den Kopf zuzusagen, dass sie mir nicht glaubte. Das hat sie jedoch nie getan.

Ich habe das Foto, das ich euch gezeigt habe, in einer Kiste mit Sachen von meiner Schwester gefunden, die Pop in ihrem Zimmer untergestellt hatte. Sie steht darauf im Garten hinter ihrem Haus in North Carolina neben einem klapprigen Grill und hält eine Grillzange in der Hand. Der Mann auf dem Foto hat ein Bier in der Hand und schaut lächelnd auf das, was da auf dem Rost liegt. Er sieht gut aus. Ich weiß lediglich seinen Namen. Ray.

Ich bin verlogen. Wie kann ich eurer Großmutter Vorwürfe machen, dass sie euch Märchen erzählt, wenn ich genau dasselbe mache? Ich habe mir den Sessel meiner Mutter an den Schminktisch herangezogen, sitze nun hier und versuche so viel von unserer Geschichte aufzuschreiben, wie ich nur kann, bevor ihr aufwacht. Ich kann euch vielleicht nicht erklären, wieso man nicht mehr lebendig wird, wenn man einmal tot ist, aber ich kann euch zumindest erklären, warum euer Vater gestorben ist. Ich kann euch erzählen, wer er wirklich war und wie viel er mir bedeutet hat. Ich kann euch erzählen, wer den Mann geschickt hat, der bei uns eingebrochen ist, und warum.

Ich schreibe das alles hier auf, um euch ehrliche Antworten auf die Fragen zu geben, die ihr euch wahrscheinlich im Laufe eures Lebens stellen werdet. Ich schreibe das alles hier auf, falls ich dann nicht mehr da bin.

2

NEW YORK, 1987

Ich habe von 1983 bis 1987 für das FBI gearbeitet. Während dieser Zeit wurde ich zweimal von der CIA als zeitlich befristete Auftragnehmerin angestellt, so nennen sie Spione. Dadurch habe ich euren Vater kennengelernt.

Nach meiner Ausbildung in Quantico wurde ich der Außenstelle Indianapolis zugeteilt. Dort musste ich wie alle FBI-Neulinge zwei Jahre als sogenannte First-Office-Agentin ableisten, bevor ich mich in eine andere Stadt versetzen lassen konnte. Ich gab meine Heimatstadt New York als erste Wahl an, und zu meiner Überraschung klappte es damit auch tatsächlich. Ich war davon ausgegangen, dass dort alle hinwollten, aber wie sich herausstellte, gab es sogar zu wenig Leute in New York. Die meisten wurden von den teuren Lebenshaltungskosten und den Gerüchten abgeschreckt, dass Agenten dort beim Beschatten regelmäßig ausgeraubt würden.

Unsere Außenstelle war die größte des FBI, allein meine Abteilung umfasste damals mehr als tausendzweihundert Leute. Ich gehörte zur Nachrichtenabteilung, wobei das eine unzutreffende Bezeichnung ist, die das FBI mittlerweile auch geändert hat. Unsere Abteilung beschäftigte sich mit Spionageabwehr, es war also unsere Aufgabe, Spionage zu bekämpfen. Nicht etwa, sie zu betreiben. Ich persönlich fand den Namen aber auch irreführend, weil

die werten Kollegen in der Abteilung mir nicht gerade den Eindruck machten, sie würden die Nachrichten auch nur *lesen*.

Überall um mich herum nur selbstgefällige Chauvinisten, die sich konservativster Werte rühmten. Um überhaupt klarzukommen, behauptete ich, ich würde mich nicht für Politik interessieren. Was sich geradezu lächerlich anfühlte, aber sie schluckten es. Nur sehr wenige dieser Männer verstanden, was es bedeutete, bei der Frage, ob man sich für Politik interessierte, gar keine Wahl zu haben. Im Gegensatz zu mir hatten sie ja nicht ihr Leben lang erfahren müssen, wie ihre schiere Existenz ständig für politische Zwecke missbraucht wurde.

Die New Yorker Kriminalabteilung kam zwar in Funk und Fernsehen besser weg als wir, dafür bekam die Spionageabteilung in den Achtzigern sehr viel mehr Geld. Man versuchte die vom Kalten Krieg zermürbte Öffentlichkeit unter anderem damit zu beruhigen, dass sehr viel finanzielle Unterstützung in die Spionageabwehr floss. Unsere Außenstelle und die in D.C. teilten sich dabei den Löwenanteil des Geldes – wir verwalteten immerhin auch die zwei Regionen des Landes, die die mit Abstand höchste Dichte an mutmaßlichen KGB-Agenten aufwiesen.

Ich begann meine Tätigkeit in der New Yorker Außenstelle im Jahr 1985, das die Zeitungen als »Jahr der Spionage« bezeichneten. Die Öffentlichkeit war über die Festnahme von insgesamt acht wichtigen Spionen informiert worden. Jedes Mal gab es danach in den Abendnachrichten Interviews mit Leuten aus irgendwelchen Kuhdörfern, die erzählten, was sie für Vorkehrungen treffen und wie sie von nun an jeden Menschen verdächtigen würden, der anders war. Was natürlich alles völliger Blödsinn war, was hätte der KGB denn davon, die wöchentliche Bibelstunde irgendwo in Montana zu infiltrieren? Die Angst genau davor war jedoch so allgegenwärtig, dass sie das Leben der Menschen bestimmte. Es war beeindruckend. Und ganz schön beängstigend.

Ich will damit auf keinen Fall behaupten, ich wäre gegen die-

ses ganze Spionagefieber immun gewesen. Besonders gebannt verfolgte ich den Fall um Sharon Scranage, weil sie die einzige schwarze Frau unter den acht Verhafteten war, und weil zum ersten Mal jemand aus den USA bei der Spionage für einen afrikanischen Geheimdienst erwischt worden war. Der Fall ließ erahnen, dass die CIA-Geheimoperationen in Westafrika viel umfassender waren, als mir bewusst gewesen war. Scranage arbeitete als Stenotypistin für ein CIA-Büro in Ghana und wurde Opfer einer sogenannten Honigfalle. Das muss man sich mal vorstellen! Eine völlig verrückte Geschichte, wie aus einem Film, nur leider eben zu hundert Prozent wahr. Scranage hatte ihrem Freund Michael Soussoudis die Namen einer ganzen Handvoll CIA-Angestellter und Informanten verraten. Soussoudis stellte sich jedoch nicht nur als Mitarbeiter des ghanaischen Geheimdienstes heraus, sondern war auch noch mit dem Staatsoberhaupt Jerry Rawlings verwandt, der ihn aus Angst vor einem von der CIA organisierten Staatsstreich überhaupt erst der Operation zugeteilt hatte. Grundlos kann man Rawlings' Verfolgungswahn rückblickend also nicht nennen.

Meine Außenstelle befand sich im Jacob Javits Federal Building in einem besonders traurigen Teil von Lower Manhattan in der Nähe der Brooklyn Bridge, um die Ecke vom Tweed Courthouse. Als Kind hatte ich einmal etwas über dieses Gerichtsgebäude gelesen, das ich nie wieder vergessen habe: »Boss« Tweed hatte das Haus im neunzehnten Jahrhundert als Vorwand erbauen lassen, um Millionen an Steuergeldern zu unterschlagen. Als man ihn schließlich deshalb anklagte, fand die Verhandlung in dem nach ihm benannten Gerichtsgebäude statt. Was für eine herrliche Ironie des Schicksals – ein Gebäude der städtischen Regierung benannt nach einem der korruptesten Mitglieder seiner Geschichte.

In New York prasselten eh ständig von allen Seiten Schwindel und Betrugsfälle aus Politik und Wirtschaft auf einen ein,

es steckte der Stadt buchstäblich in den architektonischen Knochen. New Yorker hatten im Allgemeinen keine Angst davor, dass Fremde – also KGB-Agenten – in die Stadt ziehen und das Vertrauen ihrer Bürger und Bürgerinnen missbrauchen könnten. Man konnte schließlich bereits selbst auf eine beeindruckende Zahl Einheimischer zurückblicken, die genau das getan hatten.

Meine Abteilung befand sich im sechszwanzigsten Stock. Es war ein Großraumbüro mit schokoladenbraunen Schreibtischen, zwischen denen Männer in weißen Hemden und schwarzen Krautwatten umherwieselten. Mr Ali, der Freund meines Vaters, war einer der wenigen mit einem eigenen Büro. Genauso wie mein Chef Rick Gold, der Assistant Special Agent in Charge, kurz: ASAC. Er war ein stämmiger, stiernackiger Mann, der aussah wie ein ehemaliger Highschool-Ringer, der sich hatte gehen lassen. Ich konnte ihn nicht leiden.

Während meines ersten Abteilungsmeetings hatte er mich mitten im Briefing Kaffee holen geschickt. Alle lachten. »Kann ich gern machen, Sir«, hatte ich so unbeteiligt wie möglich erwidert. »Aber stellen Sie sich darauf ein, dass in der Tasse dann nicht nur Kaffee ist.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, dann lachte Gold los und die anderen stimmten ein. Mein Ausbilder rief ihm zu: »Pass bloß auf, dass dein Kaffee demnächst nicht gelb ist, Ricky!«

Ich lachte mit, um zu zeigen, dass ich zwar eine Frau war, aber trotzdem Spaß verstand. Lustig war das alles jedoch kein bisschen, und das ist nicht bloß meine Meinung, sondern Tatsache. Der Witz meines Ausbilders ergab überhaupt keinen Sinn, und Golds Aufforderung war einfach nur peinlich und klischeehaft.

Mit meinem ASAC in Indianapolis war ich sehr gut ausgekommen. In New York setzte Gold mit seinem Verhalten leider den Maßstab für die gesamte Abteilung; er machte keinen Hehl aus seinem mangelnden Respekt für mich und ermunterte meine Kollegen dadurch, es ihm gleichzutun: Ich wurde vorsätzlich von

wichtigen Besprechungen ausgeschlossen – mit der Begründung, Männer seien eben besser im Planen. Und ich wurde bestimmten Überwachungsteams nicht zugeteilt, weil sich die anderen Agenten mit mir als Rückendeckung »nicht sicher genug fühlten«.

Ich erkämpfte mir zwar einen Platz in mehreren Überwachungsoperationen, zum Großteil bestand meine Arbeit jedoch aus Informantenrekrutierung und Unmengen Papierkram. Das FBI wird im Inneren von einer unglaublichen Bürokratie beherrscht.

Dank Gold als Chef ging es mit meiner Karriere nicht so voran, wie ich es mir gewünscht hätte. Mich wegversetzen zu lassen kam aber auch nicht infrage für mich, dafür gewann ich viel zu gerne. Also wartete ich ab. Früher oder später würde ich es Gold schon zeigen, da war ich mir sicher.

Es war später Vormittag, aber ich war noch zu Hause. Ich war mit einer Informantin im Pan Pan verabredet, einem Diner in der Nähe meiner Wohnung, und wollte danach ins Büro.

Das Pan Pan lag an der Kreuzung 135th Street und Lenox Avenue, nur ein paar Blocks nördlich von meiner Wohnung. Ich mochte es dort, die warme Herzlichkeit der Kellnerinnen und das Essen verliehen dem Lokal einen angenehmen Südstaatencharme.

Ich betrat das Diner und setzte mich an einen freien Tisch. Während ich auf meine übliche Bestellung wartete, eine Tasse Kaffee und einen großen Fruchtcocktail, sah ich aus dem Fenster. Es war ein warmer, bedeckter Tag, sah nach Regen aus. Noch keine Spur von meiner Informantin.

Manch einer wäre bestimmt überrascht, wie oft ich mich mit meinen Informanten einfach in einem Diner traf. Meistens wirkten (und waren) unsere Unterhaltungen aber ziemlich langweilig, und das hatte sich als ebenso gute Sicherheitsvorkehrung herausgestellt wie ein Treffen unter vier Augen.

In meinen zwei Jahren in der New Yorker Außenstelle hatte ich bereits eine beträchtliche Anzahl Informanten und ein paar »lose Kontakte« rekrutiert, Leute, die nicht offiziell als bezahlte Spitzel in den Akten auftauchten, mit denen ich mich aber in unregelmäßigen Abständen traf. Aisha war die einzige Frau. Soweit ich weiß, war sie sogar insgesamt die einzige Frau; die anderen Agenten meiner Abteilung heuerten immer nur Männer an.

Aisha war meine Lieblingsinformantin. Sie gehörte der Patrice Lumumba Coalition an, einer panafrikanischen Bewegung aus Harlem mit etwa tausend Mitgliedern. Die PLC organisierte zwar meistens lediglich Proteste gegen die Apartheid, wir hatten sie aber aus zwei Gründen trotzdem auf dem Radar. Erstens hatte sie Verbindungen zur Kommunistischen Partei der USA. Die CPUSA erhielt damals jährlich drei Millionen Dollar als finanzielle Unterstützung von der UdSSR, und wir überwachten jede noch so kleine Gruppe, unter deren Mitgliedern sich Kommunisten befanden.

Zweitens war der Leiter der PLC, Aishas Onkel, früher Mitglied bei den Black Panthers gewesen. Er hatte sogar kurz auch mit der Black Liberation Army zu tun gehabt, einer gewalttätigen Untergrund-Splittergruppe der Panthers, die in den Siebzigern aktiv gewesen war. Vor ihrer Auflösung durch das FBI hatte die BLA als inländisches Terrornetzwerk agiert und zeichnete für Diebstähle in Höhe von mehreren Millionen Dollar sowie den Mord an mindestens zwölf Polizisten verantwortlich.

Endlich kam Aisha. In der einen Hand trug sie ihre Handtasche und einen riesigen Regenschirm, in der anderen einen zusammengeklappten Buggy. Außerdem hatte sie ihren zweijährigen Sohn Marlon dabei. Sie setzte sich auf den festgeschraubten Hocker neben mich. Ich begrüßte Marlon, der sich aber sofort wendete und das Gesicht an Aishas aknevernarbten Hals drückte.

»Der ist müde«, sagte sie entschuldigend.

Aisha sah viel jünger als zwanzig aus. Das Kopftuch, das zer-

knitterte weiße T-Shirt und die Jeans wirkten in aller Eile überworfen. Ich sah auf die Uhr über der Edelstahltheke. »Wir waren vor zwanzig Minuten verabredet.«

Sie nickte und sagte, dass es ihr leidtat. Ich schluckte meinen Ärger runter, weil ich bei diesem Treffen keine schlechte Stimmung wollte – es würde unser letztes sein, das hatte ich ihr schon angekündigt.

Aisha bestellte eine Unmenge an Essen: Hühnchen und Maiswaffeln, wofür das Lokal berühmt war, und dazu Georgia Sausages. Nachdem die Kellnerin gegangen war, holte Aisha mehrere Blätter Papier aus der Handtasche, die wie ein Geschäftsbrief dreimal gefaltet waren. Während ich die erste Seite ihres Berichts überflog, schimpfte sie grob mit Marlon, der vor sich hin quengelte.

Ihre Handschrift erinnerte mich an früher. Manche der Mädchen, mit denen ich mir in der Schule damals Zettelchen schrieb, hatten ihre As und Os genauso rund gemalt und die i-Punkte als große Kullern. Wenn gesprochene Sprache regionale Varianten hat, sollte es nicht verwundern, dass es diese auch bei Handschriften gibt. Und Aishas war meiner Meinung nach beispielhaft für den am weitesten verbreiteten Dialekt schwarzer staatlicher Schulen in New York. Meine Schrift, wie euch mittlerweile aufgefallen sein muss, ist dagegen recht eckig. Was das wohl über meinen Charakter aussagt?

»Ist das okay?« Aisha sah mich fragend an, wie immer unsicher, was die Qualität ihres Berichts anging.

»Ja, alles in Ordnung.«

Auf der ersten Seite waren die letzten drei Treffen der PLC zusammengefasst, die sie in den vergangenen Monaten besucht hatte, was dabei besprochen worden, wer dabei gewesen war. Auf der zweiten Seite ging es um eine geplante Protestaktion vor dem Rathaus. Die Gruppe hoffte, damit Druck auf die Stadtverwaltung ausüben zu können, die Finger von Südafrika zu lassen.

Das Essen kam. Die Waffeln waren auf einem Extrateller und

hatten einen grellgelben Klecks Margarine obendrauf. Aisha schnitt eine durch und hielt Marlon ein Stück hin: »Hast du Hunger?«

Als er danach greifen wollte, zog sie es weg. »Nur, wenn du lieb bist.«

Er schwieg, ging nicht auf den Deal ein. Sie seufzte und drückte ihm das Stück Waffel trotzdem in die dicke Patschhand.

»Wie geht's seinem Dad?«, fragte ich.

»Gut.«

Zwei Jahre zuvor hatte Marlons Vater wegen Körperverletzung eine Gefängnisstrafe in Otisville antreten müssen. Ich kannte die Einzelheiten nicht, wusste nur, dass ihn irgendetwas geritten hatte, einen Mithäftling anzugreifen, was in unseren Zuständigkeitsbereich fiel, weil Otisville nun mal ein Bundesgefängnis war. Eine erneute Anklage wegen Körperverletzung hätte ihm noch ein paar Jahre mehr eingebracht, und ich hatte dafür gesorgt, dass sie fallengelassen wurde. Dafür versorgte Aisha mich mit Infos. Und wurde auch noch von mir bezahlt. Sie hatte meiner Meinung nach auf jeden Fall mehr von der Sache als ich.

»Er hat demnächst eine Bewährungsanhörung.« Sie musterte mich. »Aber das wissen Sie doch eh schon.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe doch keinen Grund, seinen Fall zu verfolgen.«

Wir wussten natürlich beide, dass das eine Lüge war, sein Status war ja genau das, womit ich sie in der Hand hatte. Aber Informanten zu gewinnen und bei der Stange zu halten hatte eben viel mit Vertrauen zu tun. Was am besten funktionierte, wenn man sie die ganze Zeit anlog.

Während Aisha aß, fragte ich sie ein wenig über ihren Bericht aus. Ich versuchte auch etwas über die Finanzen der Gruppe herauszufinden, sie sagte jedoch, was das anging, sei sie schon seit einer Weile nicht mehr auf dem Laufenden. Das rechnete ich ihr hoch an: Wenn sie etwas nicht wusste, sagte sie es immer gleich

frei heraus. Meine männlichen Informanten waren selten so ehrlich.

Die Kellnerin kam, unterhielt sich kurz mit Marlon und strubbelte ihm die Haare. Dann fing sie an, den Tisch abzuräumen.

»Darf's noch was sein?«

»Nein, danke. Wir hätten dann gern die Rechnung.«

Sie ließ uns einen Zettel mit der Summe da und entfernte sich wieder.

Ich fragte Aisha, was ich immer zum Ende unserer Treffen fragte. »Sonst noch was, das ich wissen müsste?«

Sie dachte einen Moment nach und schüttelte dann den Kopf. »Nein, Ma'am.«

Es war die Wahrheit. Wir hatten in Quantico die klassischen Anzeichen dafür gelernt, dass jemand log: Wenn jemand vor dem Sprechen zum Beispiel erst nach oben sah oder dem Blick des Gegenübers ganz auswich. Am verlässlichsten war jedoch immer noch mein eigener Instinkt. Ich habe schon immer schnell erkannt, ob mir jemand die Wahrheit sagt oder nicht. Ich könnte nicht erklären, woran ich das genau festmache, es gibt einfach gewisse subtile Signale, unbewusste Zeichen, ich habe wohl eben ein Talent, kleinste Mimikregungen wahrzunehmen. Ich habe auch feststellen müssen, dass meine Fähigkeit abnimmt, je mehr ich versuche, sie zu verstehen. Mein ASAC in Indianapolis hat sich dieses Talent zunutze gemacht und mich oft bei Fällen eingesetzt, wo es genau darum ging. Seinen Lügendetektor hat er mich genannt. Gold und ich hingegen haben nie eng genug miteinander gearbeitet, als dass ihm mein Talent hätte auffallen können.

Ich holte eine Quittung aus der Handtasche. Aisha unterschrieb sorgfältig mit ihrem Decknamen.

»Brauchen Sie mich in Zukunft wirklich nicht mehr?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf und reichte ihr schweigend einen weißen Umschlag mit ihrem üblichen Zwei-Wochen-Honorar sowie

einer Abfindung: dreihundertfünfzig Dollar in sieben brandneuen Fünfzigdollarscheinen.

»Schade, ich hatte mich an das Extrageld gewöhnt.« Sie sammelte Tasche, Schirm und Sohn zusammen.

»Na dann. Man sieht sich.« Zu meiner eigenen Überraschung war ich plötzlich fast traurig.

»Jep.« Sie zögerte kurz und schüttelte mir dann zum Abschied die Hand. Diese Geste war für sie so ungewöhnlich formell, dass wir beide lachen mussten.

Sie zu feuern machte mich ein wenig nervös, weil ich es entgegen der Regeln nicht vorher mit meinem ASAC abgesprochen hatte. Ich wollte meine Zeit jedoch nicht weiter mit der Kontaktpflege von Informanten verschwenden. Nur als Teil einer richtig wichtigen Operation hatte ich jemals die Chance auf Anerkennung und die Beförderung, die ich anstrebte.

Aisha ging. Ich suchte ebenfalls meine Sachen zusammen und ging bezahlen. Während ich an der Theke wartete, sah ich Aisha draußen im Regen mit dem Gurt des Buggys kämpfen. Marlon schrie. Sie legte wahrhaftig eine Engelsgeduld an den Tag, wie sie dort stand und Marlons Wutgeheul und den strömenden Regen einfach so ertrug.

Zuneigung stieg in mir auf. Der Arbeitsalltag hatte mir schon lange jegliche romantisierten Illusionen über Spione ausgetrieben. Die meisten, die ich kannte, ließen sich in zwei Kategorien einordnen. Sie waren entweder Landesverräter wie Scranage oder einfache Spitzel wie meine Informanten.

Aisha war jedoch eine Informantin, für die ich nicht nur Verachtung empfand. Da mischte sich noch etwas Freundlicheres mit hinein. Immerhin versorgte sie mich aus Loyalität zu ihrem Mann mit Informationen. Und das war schon irgendwie bewundernswert. Die anderen machten es nur für das Geld. Außerdem erkannte ich in ihr auch einen Teil von mir selbst wieder.

Als ich nur ein wenig jünger als sie war, hatte ich meinen ersten

Freund, Robbie Young. Ich kannte ihn schon, seit wir Kinder waren. Mit Anfang, Mitte zwanzig waren wir eine ganze Weile lang immer mal wieder zusammen und auseinander.

Genau wie Marlons Vater war auch Robbie in seiner Jugend mehrmals zu Gast bei Vater Staat gewesen (auch wenn laut seiner Aussage Eigentumsdelikte damals keine echten Verbrechen waren). Ich besuchte ihn ab und zu, selbst dann, wenn wir offiziell gerade kein Paar waren.

Einmal, da saß er gerade in Wallkill ein, machte er mir einen Heiratsantrag. Ich weiß noch, wie ich mich kurz umsah, bevor ich antwortete. Man bemühte sich in dem Besuchsraum um eine freundliche Atmosphäre, an der Wand hing ein Bild von der Manhattan-Skyline und ein Wärter hatte sich gerade überreden lassen, eine Großfamilie davor zu fotografieren. In der Mitte stand ein älterer Häftling in einem grünen Einteiler und lächelte mit zu großen, zu weißen dritten Zähnen in die Kamera.

Ich sah Robbie wieder an und schüttelte den Kopf. Was hätte ich denn davon, mir ein Leben und eine Familie um Gefängnisbesuchszeiten herum aufzubauen? Robbie wäre doch nur ein Klotz am Bein für mich gewesen. Was Aisha tat, hätte ich nie fertiggebracht.

Sich selbst für jemand anderen aufzugeben hat nichts mit Romantik zu tun. Man kann mir vieles nachsagen, Jungs, unter anderem Spionage, aber ich weiß, wer ich bin. Und ein fieser Spitzel bin ich ganz sicher nicht.

3

NEW YORK, 1962

Als eure Großmutter zwölf war, starb ganz plötzlich ihre Mutter. Daraufhin zog sie nach Saint-Pierre zu ihrer Schwester Sido.

Es verging ein ganzes Jahr, bevor ihr Vater Leon auf die Idee kam, sie nach New York zu schicken. Seine Schwester, Agathes Tante, hatte in Paris einen US-amerikanischen Soldaten geheiratet und war nach dem Krieg zu ihm gezogen. Leon war ein Weißer.

Agathe ist mittlerweile Mitte sechzig und hört bis heute Gerüchte, die-und-die Leute seien Halbgeschwister von ihr. Von dem knappen Dutzend von Leons Kindern haben nur sie und Tante Sido die gleiche Mutter. Sido meint, Leon hätte Agathe wegen ihrer Schönheit und ihrer hellen Haut von allen am meisten gemocht und sie deshalb nach New York geschickt. Ich halte diese Erklärung zwar für zu simpel, aber eine bessere habe ich auch nicht.

Agathes Tante zwang sie, sich als Weiße auszugeben. Ich glaube, bis zur Hochzeit mit meinem Vater wusste nicht mal ihr eigener Onkel, dass sie eigentlich schwarz war. Eure Großmutter hat ihre Jugend in New York immer als »die unruhigen Jahre« bezeichnet (niemand hat Understatement so drauf wie sie). Sie zog von einer Wohnung in die nächste, immer in Vierteln, wo Schwarze eigentlich nicht geduldet wurden, und sammelte dabei Informationen über die Welt der Weißen. Immer mit dem Gefühl, kurz davor zu sein, es in diese Welt hineinzuschaffen.

Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie ich mich an Agathes Stelle verhalten hätte, aber höchstwahrscheinlich hätte ich auch getan, was man mir sagte. Aber allein der Gedanke daran macht mir Angst. Die Privilegien machten die Gefahr nicht wett, aufzufliegen, und auch nicht die ständige Angst davor. Hätte ich so etwas als Heranwachsende durchmachen müssen, ich hätte auf jeden Fall einen ordentlichen Knacks weg. Agathe ist in vielerlei Hinsicht sehr viel stärker als ich.

Helene hätte es bestimmt sehr viel Spaß gemacht, Leute an der Nase herumzuführen, die ihrer Meinung nach zu dumm waren, um sie zu durchschauen. Besonders bei einer ganz bestimmten Art Dummkopf hätte es ihr diebische Freude bereitet, bei den Leuten nämlich, die nicht wirklich den Menschen wahrnehmen, sondern nur das in einem sehen, was sie sehen wollen. Ich hatte Helene sehr lieb, aber sie konnte auch eine echte Heuchlerin sein.

Der große Fehler meiner Großtante war, eure Großmutter auf eine gemischte Schule in Brooklyn zu schicken. Dort lernte sie euren Großvater kennen. Als sie einmal kurz ihre Lunchtüte aus den Augen ließ, ritzte er mit einem Zahnstocher seinen Namen in ihre Banane. Als die Schrift dann nach einer Weile zum Vorschein kam, war sie so beeindruckt, dass sie herumfragte, wer denn dieser Bill sei, der ihr auf so clevere Art eine mysteriöse Nachricht hinterlassen hatte.

Pop war in Harlem aufgewachsen, seine Familie war erst kurz zuvor nach Brooklyn gezogen. Er war der Jüngste von vier Geschwistern. Sei Vater war Lebensmittelhändler. Ihre Hautfarbe war der ausschlaggebende Punkt für die Beziehung meiner Eltern: Meine Mutter mochte meinen Vater, weil er dunkel war, und mein Vater mochte meine Mutter, weil sie hell war. Er war Agathes erster Freund und blieb der letzte. Es war nicht schwer, die Beziehung geheimzuhalten, da er den überwiegenden Teil davon beim Militär war. Ein paar Monate, nachdem Pop aus Korea zurück war,

heirateten sie. Agathe war achtzehn. Sieben Monate später wurde Helene geboren. Ich muss immer noch lachen, wenn ich mir vorstelle, wie wütend und fassungslos diese unbekannte weiße Großtante gewesen sein muss, als Agathe ihr von der Hochzeit erzählte. Die Welt, die sie so sorgsam für eure Großmutter und sich selbst aufgebaut hatte, fiel dadurch sang- und klanglos in sich zusammen.

Euer Großvater fing als Streifenpolizist an, arbeitete sich zum Sergeant und dann zum Lieutenant hoch und wurde schließlich zum Deputy Commissioner der Gemeinde ernannt. Er wurde ein paar Jahre vor eurer Geburt in Rente geschickt. Eure Großmutter ist einer der wenigen Menschen, die ich kenne, die seine beruflichen Erfolge nie beeindruckt haben.

Außer ihren Kindern hatten meine Eltern nichts gemeinsam. Ich habe selten ein Paar gesehen, das weniger zusammengepasst hat. Sie stritten viel, aber schlimmer war es, wenn sie einander – manchmal tagelang – feindselig anschwiegen, nur hin und wieder durch eine passiv-aggressive Spitze unterbrochen. Wie einmal, als Helene neun war und ich sieben. Unsere Familie wollte irgendwohin, vielleicht zum Abendessen zu unserem Großvater. Pop fiel auf, dass Agathe sich schick gemacht hatte, aber kein Make-up trug. Sofort verzog er unzufrieden das Gesicht und ließ eine entsprechende Bemerkung fallen.

»Mir ist eben gerade nicht danach, mich zu schminken«, erwiderte Agathe.

»Und genau das ist das Problem«, sagte er. »Du meinst, du wärst vollkommen in Ordnung, wie du bist.«

Ich verstehe schon, was er hatte ausdrücken wollen. Er war der Meinung, man solle nie völlig zufrieden mit sich sein, es gäbe immer Luft nach oben. Ich verstehe aber auch, wie es bei ihr ankam, und warum sie auf Französisch vor sich hin schimpfte, während sie sich ihren Wollmantel anzog.

»Wie bitte?«, hakte er nach. Als sie nicht antwortete, wandte er

sich an Helene und mich. »So ist eure Mutter eben. Ein richtiger Beatnik.«

Er zwang sich dabei zu einem Lächeln, als würde er es nicht ernst meinen, aber wir kannten die Wahrheit. Er hatte angefangen, sie Beatnik zu nennen, nachdem sie einmal eine Ausgabe von *Die Verdammten dieser Erde* mit nach Hause brachte. Frantz Fanon kam ebenfalls aus Martinique. Das Wort umfasste von da an alles, was ihm an ihr nicht gefiel. Schließlich wurde es seine Art, ihr ganzes Wesen zu kommentieren, es abzulehnen, um genau zu sein, und wenn man in einer Ehe einmal an diesem Punkt angelangt ist, gibt es selten ein Zurück.

Es klang harmlos genug, als dass er das Wort vor uns Kindern gebrauchen konnte, aber mittlerweile verstehe ich die Schärfe dahinter. Ich kann mir gut vorstellen, dass er sie noch viel Schlimmeres genannt hat, wenn sie allein waren, aber innerhalb der Sprache unserer Familie war »Beatnik« schon außergewöhnlich verletzend.

Wenn Eltern also die Menschen sind, an denen man sich angeblich in Bezug auf die eigenen Beziehungen später orientiert, wundert es mich nicht, dass ich nie wirklich Interesse am Heiraten hatte. Euer Vater war verheiratet, als wir uns kennenlernten. Ich habe ihn sehr geliebt, hatte aber nie vor, die Rolle seiner Frau zu übernehmen.

Meine Verachtung für Spitzel muss ich von Agathe haben. Ich sehe sie deutlich vor mir, es war ein paar Monate nach dem Make-up-Debakel, wie sie vornübergebeugt in Helenes und meinem Kleiderschrank herumwühlte. Unser Zimmer war das einzige in dem kleinen Obergeschoss unseres Hauses, und die Mühe, die Agathe in die Einrichtung gesteckt hatte, hielt uns täglich vor Augen, wie lieb sie uns hatte. Wochenlang hatte sie sämtliche Geschäfte der Stadt nach weißen Möbeln abgeklappert: Unsere Betten, die Kommoden, sogar einen kleinen weißen Schaukelstuhl

hatte sie aufgetrieben, in dem der bereits etwas kahle Teddybär saß, der früher als Kind Agathes Lieblingsspielzeug gewesen war. Der hübsche Teppich, auf dem Bunny sich gerne ausstreckte, die Vorhänge, einfach alles war mit Liebe ausgewählt. Und das i-Tüpfelchen waren die Patchworkdecken auf unseren Betten, die sie selbst genäht hatte.

Sie hatte im Schrank nach dem babyblauen Koffer gesucht, den meine Schwester und ich immer auf die Reisen in einen der schwarzen Ferienorte in den Catskill Mountains mitnahmen. Als sie ihn gefunden hatte, öffnete sie das Fenster und setzte sich auf Helenes Bett.

»Gib mir mal eine Zigarette«, sagte sie auf Französisch zu Helene. Sie sprach meistens Französisch mit uns, wenn Pop nicht zu Hause war. Ihr Kleid und ihre Handtasche hingen über unserem Schreibtischstuhl, weil sie die Nacht zuvor bei uns im Zimmer geschlafen hatte.

Agathe nahm einen Zug. Sie trug ihr Bauchweg-Korsett, einen Miederschlüpfer und einen spitzen schwarzen BH, sie war so fest in ihre Unterwäsche verpackt, dass man auf sie hätte schießen können und sie hätte es nicht einmal gemerkt. In diesem Augenblick hatte ihre Schönheit etwas Unschickliches.

Meine Schwester legte sich neben sie aufs Bett. Ich war der Meinung, sie sei ihre Lieblingstochter. Sie waren sich ähnlich, beide unabhängig und unglaublich analytisch, deshalb waren sie auf einer Wellenlänge.

Ich stand auf und ging zu ihnen hinüber, versuchte meiner Mutter näher zu sein als meine Schwester. Sie gab uns beiden einen Kuss auf die Stirn und fragte mich dann: »Ist deine Schwester gut zu dir, Marie? Kümmert sie sich gut um dich?«

Ich beugte mich ein Stück vor und sah Helene an. Sie hatte die gleichen Locken wie ich, die uns unsere Mutter regelmäßig sorgfältig glättete. In Helenes dunkelbraunen Augen lag stets eine gewisse Gerissenheit, schon als sie noch klein war. Sie wirkte im-

mer irgendwie auf der Lauer, als würde sie nur darauf warten, dass man kurz unachtsam war, Schwäche zeigte.

»Bevor ich nach New York gezogen bin, hat sich meine Schwester um mich gekümmert«, erzählte Agathe. »Sie ist ein paar Jahre älter als ich und war damals schon verheiratet.«

»Ist sie nett?«, wollte ich wissen.

»Sehr. Ich hoffe, ihr lernt sie irgendwann kennen. Jetzt wisst ihr es vielleicht noch nicht so zu schätzen, aber später werdet ihr dankbar sein, dass ihr zwei euch habt. Es gibt nicht viele Menschen, denen man im Leben wirklich vertrauen kann, und Schwestern gehören dazu.«

»Warum wollte dein Dad dann überhaupt, dass du aus Martinique wegziehst?«, fragte Helene.

Agathe drückte die Zigarette außen an der Backsteinfassade unter dem Fenstersims aus. »Weil es sich seiner Meinung nach nicht gehörte, dass ich bei Sido wohnte.«

»Warum?«

»Ja, warum? Weil er ein Idiot war, und Idioten meinen immer, sie wüssten alles am besten.«

Ich habe hier in Martinique mehrere Tanten und Onkel getroffen. Agathe macht als Einzige keinen Hehl aus ihrer Haltung zu Leon. Die anderen erinnern sich stets mit einer zur Schau getragenen Ehrfurcht an ihn, die für mich überhaupt nicht nachvollziehbar ist.

»Ich wäre viel lieber bei meiner Schwester geblieben«, sagte sie und verstummte dann wieder. Wahrscheinlich dachte sie darüber nach, was dieser Satz implizierte: Wäre sie in Martinique geblieben, gäbe es Helene und mich nicht.

»Und was ist mit Daddy?«, durchschnitt Helene die angespannte Atmosphäre.

»Ein Mann ist immer das Spiegelbild seiner Freunde.« Agathe klang aufgebracht. »Guckt euch doch mal an, was euer Vater für Freunde hat. Spitzel, allesamt.«

Spitzel. Das hatte sie auf Englisch gesagt und sah uns dann prüfend an, ob wir verstanden, wovon sie sprach. Ich hatte keine Ahnung.

»Spitzel«, wiederholte meine Schwester nachdenklich.

Dieses Gespräch hat sich mir eingebrannt, weil es eins der letzten zwischen uns dreien war, bevor Agathe für immer hierher zurück nach Martinique zog und neben ihrem eigenen Gepäck auch unseren babyblauen Koffer mitnahm.

Ich war lange sehr wütend auf sie. Wie konnte sie bloß ihre Familie verlassen?, habe ich mich immer wieder gefragt. *So schlimm* war Pop doch gar nicht. Als ob das ein Argument dafür wäre, sein Leben mit jemandem zu verbringen.

Ich glaube, der Schaden dadurch, dass man sie gezwungen hatte, sich als Weiße auszugeben, war nicht wiedergutzumachen gewesen. Irgendwann hatte sie dann das Gefühl, nur in Martinique sie selbst sein zu können. So habe ich mir die quälende Frage nach dem Warum ihres Weggehens zumindest selbst erklärt.

Der Schmerz, von ihr verlassen worden zu sein, ließ mich bis ins Erwachsenenalter nicht los. Ich habe Agathe viele Jahre lang insgeheim Vorwürfe gemacht, ich war wütend, wegen ihr so eine kurze Kindheit gehabt zu haben. Als Jugendliche dachte ich mir jedes Mal Ausreden aus, um ihre Briefe nicht zu beantworten oder die seltenen Male, wenn sie anrief, nicht mit ihr zu sprechen.

Heute als Erwachsene kann ich ihre Beweggründe besser verstehen. Aber das macht nicht ungeschehen, was sie mir mit ihrem Weggehen angetan hat. Ich habe mir immer gesagt, den Fehler machst du bei deinen eigenen Kindern nicht. Ich habe mir geschworen, euch nie zu verlassen, egal, was passiert. Das war immer das Schlimmste, was ich mir überhaupt vorstellen konnte. Und jetzt bin ich genau in solch einer Situation.

4

NEW YORK, 1987

Ich gehörte zu lediglich einer Handvoll Leuten bei uns im Büro, die tatsächlich in der Stadt wohnten. Die meisten waren Familienväter und wohnten irgendwo außerhalb. Ich hatte eine große, helle Wohnung in einem vierstöckigen Backsteinhaus an der Kreuzung 128th Street und Lenox Avenue mit einer klapprigen Feuerleiter außen an der Mauer.

Als ich am darauffolgenden Abend von der Arbeit nach Hause kam, zog ich mich um, mixte mir einen Drink und machte es mir auf meinem grauen Sofa gemütlich, das ich in einem Antiquitätengeschäft in Indiana gekauft hatte.

Ich sah ein bisschen fern, dann widmete ich mich den fünf oder sechs Sicherheitsschlössern auf dem Couchtisch. Schlösserknacken hatte ich in Quantico gelernt, und ich wollte nicht aus der Übung kommen, aber es machte mir auch einfach Spaß. Ich war gerade mit einem zugange, da klingelte das Telefon. Nur einmal, dann war wieder Stille. Das war Pops Zeichen. Mein Vater rief immer an, legte schnell wieder auf und rief dann sofort noch einmal an. Er dachte fälschlicherweise, wenn ich wusste, dass er es war, würde ich eher drangehen. Als es zum zweiten Mal klingelte, zögerte ich, bevor ich abnahm. »Ja?«

»Der Türöffner ist kaputt.«

»Stehst du unten?«

»Nein, ich bin in der Telefonzelle an der Ecke.«

»Ich komme runter.«

Ich zog Hausschuhe an und ging hinunter.

»Hauptsache, man hat's bequem, hm?«, begrüßte er mich mit einem Blick auf meine Kleidung, sobald ich ihm die Tür geöffnet hatte.

Ich trug rote Sportshorts mit weißen Rändern und ein Tanktop. Draußen war es drückend heiß und ich hatte ja auch nicht damit gerechnet, heute noch jemanden zu treffen.

Er war bedacht leger gekleidet: Jeans, ein Poloshirt, eine beigefarbene Schiebermütze und passende beigefarbene Segelschuhe, die er immer seine Jack-Kennedy-Schuhe nannte. Außerdem die Omega-Uhr am Handgelenk, die er sich nach meiner Abschlussfeier in einem Souvenirladen in Quantico gekauft hatte.

Wir gingen die Treppe hinauf zu meiner Wohnung im obersten Stock. Ich zog mir schnell eine Jeans an. Als ich zurück ins Wohnzimmer kam, sah er sich gerade um. Ich ließ den Blick durchs Zimmer schweifen – was würde er wohl als Erstes kommentieren? Weil er seinen Besuch nicht angekündigt hatte, kam ich mir vor wie bei einer überraschenden Truppeninspektion. Auf dem Tisch lag ein riesiger Stapel Zeitungen. Ich versuchte ihn unauffällig etwas zu ordnen. Ich las englische und französische Zeitungen, ich konnte einfach nicht anders. Ich wollte wissen, was in der großen weiten Welt passierte.

Mein Vater zeigte auf eine Stelle über einem meiner Bücherregale, wo ein großer Riss quer durch die Wand verlief. »Das sieht aber gar nicht gut aus.«

»Der ist schon ewig da.«

»Ich kann gern mal vorbeikommen und dir den zuspachteln.«

»Brauchst du nicht, Pop.« Ich schob meine Übungsschlösser vom Couchtisch in den kleinen Korb, in dem ich sie aufbewahrte.

»Und? Kommt immer noch kein kaltes Wasser aus dem Hahn in der Küche?«

»Mhm.«

»Letzte Woche war der Klempner bei mir, der hat einen neuen Boiler eingebaut. Dem hab ich von dir erzählt.«

»Was, dass ich beim FBI bin?«

Er schüttelte den Kopf und lächelte. »Nee, so was bindet man ja nun nicht jedem auf die Nase, schon gar nicht einem anderen Schwarzen. Junger Mann war das, sehr nett übrigens. Wenn dem jemand eine Chance gibt, verdient der irgendwann richtig gut.«

Er versuchte mich ständig zu verkuppeln. Dabei hatte ich durchaus keine Probleme, selbst Männer kennenzulernen. Mein Liebesleben folgte bloß stets demselben Muster: Früher oder später merkte ich, dass ich meine Zeit lieber allein als mit dem jeweiligen Mann verbrachte, und danach ging es dann meistens ziemlich schnell bergab mit der Beziehung.

Es gab überhaupt nur zwei Männer in meinem Leben, bei denen es mir nicht so ging. Euer Vater, den viele für einen der bewundernswertesten Vertreter seiner Generation halten, und Robbie Young, den sicher niemand dafür hält. Glaubt mir, Jungs, ich bin mir der Diskrepanz zwischen den beiden voll und ganz bewusst. Ich kann sie euch auch nicht erklären, und es ist weiß Gott nicht so, als hätte ich nicht genug darüber nachgedacht.

Mein Vater hatte nicht etwa Sorge, dass ich einsam wäre. Er hatte lediglich Angst, er würde nie Enkelkinder bekommen. Diese Angst teilte ich nicht. Ich wusste immer, dass ich irgendwann Kinder bekommen würde. Ich war überglücklich, als ihr auf die Welt kamt, so glücklich wie nie in meinem Leben. Auf euch zwei hatte ich immer gewartet.

»Wenn du willst, geb ich ihm deine Nummer, dann kann er sich mal deinen Wasserhahn angucken. Und hinterher geht ihr vielleicht was essen oder so.«

»Nein, Pop.« Ich sah ihn genervt an. Seine Besuche endeten immer in Frustration meinerseits, und ich spürte bereits die ersten

feinen Nadelstiche. Das hatte ja wieder einmal nicht lange gedauert.

Er war unheimlich stolz darauf, dass ich einen Uniabschluss hatte, und ebenso stolz darauf, auch wenn er das nie zugegeben hätte, dass seine eigene Ausbildung nur kurz vom Militärdienst unterbrochen worden war. Noch als Streifenpolizist hatte er an der Abendschule seinen Bachelor erworben. Während er sich dann immer weiter hocharbeitete, schloss er am Hunter College seinen Master ab. Und nach seiner Beförderung zum Commissioner fing er an, Jura an der St. John's University zu studieren.

Es trieb mich in den Wahnsinn, dass er mir immer wieder Männer vorstellte, die ich »mitziehen«, also motivieren sollte, ebenfalls einen höheren Abschluss in Angriff zu nehmen. So viel Energie in jemand anderen zu stecken würde bedeuten, dass ich nur noch sehr wenig Zeit für mich selbst hätte, aber das sah er nicht.

Mein Vater stand am Fenster und betrachtete den Ficus daneben. Ich hatte mehrere Pflanzen in meinem Wohnzimmer, eure Großmutter hat mir ihren grünen Daumen vererbt.

»Bisschen trocken, die Erde, hm?«

War sie nicht, das wusste ich, aber ich erwiderte nichts, sondern holte gehorsam eine Kanne Wasser aus der Küche. Als ich zurückkam, sah Pop aus dem Fenster. Er hat mich lieb, sagte ich mir. Er merkt nicht, dass er mich andauernd mit Kritik überhäuft, für ihn fühlt sich das nicht so an. Er will mir nur zeigen, dass er sich Sorgen um mich macht.

»Den sollte ich wohl mal ein bisschen gerader hinstellen.«

Ich folgte seinem Blick hinunter auf die Lenox Avenue. Er hatte einen super Parkplatz erwischt, sein alter blauer VW Käfer stand direkt vor dem Haus. Nur das Heck ragte ein wenig hervor.

»Ach, brauchst du nicht, der steht doch gut«, wehrte ich ab. Um ihn abzulenken, fügte ich hinzu: »Unsere Klapperkiste kommt langsam in die Jahre, was?«

Er nickte. »Achtzehn Jahre habe ich den jetzt schon.« Er redete

seit Jahren davon, sich ein neues Auto zuzulegen, und obwohl er sich durchaus etwas Schickeres hätte leisten können, war er bis jetzt immer vor dem Kauf zurückgeschreckt. Dabei hätte ein teureres Auto gut zu ihm gepasst.

»Wirklich, schon achtzehn? Dann kann er ja bald wählen!«

Er lächelte kurz, aber ich merkte, dass er in Gedanken immer noch hin und her überlegte, ob er nicht runtergehen und das Auto gerade einparken sollte. Mich tröstete das Wissen, dass er es sich selbst von allen am schwersten machte, sogar schwerer als mir.

Mittlerweile betrachtete er den Gemischtwarenladen auf der anderen Straßenseite. Ein stämmiger Mann saß davor auf einem Milchkasten, neben sich auf dem Boden ein kleines Radio, aus dem Chaka Khan plärrte. Trotz der fröhlichen Musik sah Pop düster aus.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Ich komme gerade aus dem Krankenhaus.«

Ich nickte. Ich hatte mir schon gedacht, dass er wahrscheinlich bei meinem Großvater gewesen war. Ein paar Tage zuvor war dieser zu Fuß die kurze Strecke von seinem Reihenhauses in Brooklyn zum Interfaith Hospital gegangen. Sie hatten eine Infektion in der Lunge festgestellt und ihn gleich dabehalten. »Hat er erzählt, dass ich gestern auch da war?«

»Nein, wusste ich nicht.«

»Er war richtig schlecht drauf, Pop. Ich glaube, er hatte wirklich schlimme Schmerzen. Wollte er aber natürlich nicht zugeben.«

»Die hat er jetzt nicht mehr.«

»Ach, schön. Weißt du, wann er nach Hause darf?«

Mein Vater sah immer noch aus dem Fenster. Er schwieg eine ganze Weile. Schließlich sagte er: »Harlem geht immer mehr vor die Hunde.«

»Pop? Weißt du, wann Grandpa nach Hause kommt?«

Er drehte sich zu mir um und sah mich unglücklich an. Da wurde mir klar, warum er überhaupt hier war. Was er damit ge-

meint hatte, dass mein Großvater keine Schmerzen mehr hatte. Mir wurde schwindelig, ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Mir kamen die Tränen, und da wurde ich wütend. Immer musste er mir so den Boden unter den Füßen wegziehen. Ein klassisches Beispiel für das, was in der Kommunikation zwischen ihm und mir schon immer schief lief.

Ich holte eine Flasche Wein und zwei Gläser aus der Küche und setzte mich aufs Sofa. »Trinkst du einen mit?«

»Ja, könnte ich gerade gut gebrauchen.«

Es war lediglich eine rhetorische Frage meinerseits gewesen. Natürlich trank er einen mit, das wusste ich, der Apfel fiel ja nicht weit vom Stamm. Ich reichte ihm sein Glas. Er hielt es prüfend ins Licht, ich sah ihm dabei zu und fühlte das ganze Gewicht seiner Kritik auf mir lasten. Pop kehrte manchmal den Weinliebhaber heraus, was je nach Stimmung gebildet oder einfach nur albern auf mich wirkte. In diesem Moment hatte ich aber gerade keine Geduld für solche Spielchen.

Ich trank einen Schluck. Uns war wohl beiden bewusst, dass wir das Schweigen zwischen uns mit pastellfarbenen Erinnerungen hätten füllen sollen, aber weder er noch ich waren sentimental genug für so etwas. Stattdessen tranken wir.

Ich finde es schade, dass ihr meinen Großvater nicht mehr kennengelernt habt. Er war eine echte Naturgewalt. Bei uns in der Nachbarschaft war er sowohl für sein Motorrad bekannt, er hatte mir auch das Fahren beigebracht, als auch für seinen Hund Marmaduke, der im Jahr zuvor gestorben war. Wenn ich dort bin, werde ich den Leuten immer noch als Mr Mitchells Enkeltochter vorgestellt.

Er war in den Dreißigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts von Barbados nach New York eingewandert und arbeitete zehn Jahre lang im Lebensmittelgeschäft eines jüdischen Ehepaars. Dann hatte er genug Geld zusammengespart, um in der South Bronx einen eigenen Laden aufzumachen (die Familie wohnte

damals in Harlem, der soziale Aufstieg in Form des Umzugs nach Brooklyn stand noch bevor). Ich habe wirklich keine Ahnung, wie er das geschafft hat. Man muss sich vor Augen halten, dass das alles zu einer Zeit passierte, als er bei Woolworth nicht einmal bedient worden wäre. Und trotzdem gründete er zu genau dieser Zeit ein eigenes Unternehmen und kaufte sich dank finanzieller Unterstützung der West Indian Credit Union ein Haus.

»Erinnerst du dich noch an Marmaduke?«, fragte ich.

Pop lächelte. »Klar. Woher hast du damals bloß gewusst, dass er diesen Hund so mögen würde?«

»Wusste ich gar nicht, ich dachte nur, dass er einsam sein musste. Um ehrlich zu sein, hatte ich sogar ziemliche Angst, dass er ihn nicht leiden könnte. Sheryl hatte ihm ja schon vor mir vorgeschlagen, sich einen Hund zuzulegen.« Sheryl war eine meiner Cousinen. »Aber da wollte er nichts von hören. »Die wäre doch garantiert mit irgendeiner Promenadenmischung hier angekommen«, meinte er zu mir. »Und so einen Köter will ich nicht in meinem Haus.« Deshalb habe ich ihm einen Rassehund besorgt und einfach auf das Beste gehofft.«

Marmaduke war ein Foxterrier gewesen, die Älteren in der Nachbarschaft nannten ihn Skippy, weil er aussah wie der Hund in *Der dünne Mann*. Und Sheryl hatte sich natürlich auf den Schlipps getreten gefühlt, aber das war egal – Grandpa war glücklich.

»Der hätte sich über jeden Hund gefreut, den du ihm anbringst. Er hatte dich sehr lieb.«

Die Unterhaltung wurde mir unangenehm. Ich wusste, dass er mich lieb gehabt hatte, aber es war mir peinlich, das aus dem Mund meines Vaters zu hören. Wir sprachen normalerweise nicht über so etwas. Ich trank einen Schluck Wein und wechselte schnell das Thema.

»Weißt du noch, wie Grandpa den einen Abend jede Menge Leute zu Besuch hatte und Marmaduke den einzigen Weißen gebissen hat?«

Pop lachte und nickte. Sein Glas war leer, ich schenkte uns beiden nach. Er nahm einen kleinen Schluck und sagte dann: »Er hat dir das Haus vermacht.«

»Wie bitte?!«

»Ich hab doch gesagt – er hatte dich sehr lieb.«

Mit dieser Nachricht hatte ich nicht gerechnet, obwohl ich im Nachhinein ein einziges, kleines Anzeichen für Grandpas Vorhaben identifizieren kann. Eines Tages hatte er mich nämlich aus heiterem Himmel gefragt, was ich mit seinem Reihenhaus anstellen würde, wenn es mir gehören würde. *Würdest du es verkaufen?*, wollte er wissen. Ich sagte, nein, ich würde es behalten wollen und an meine Kinder weitergeben. Er hatte zufrieden gelächelt und erwidert: *Sehr gut. Man sollte ein paar Sachen besitzen, mein Mädchen. Denen, die nach uns kommen, etwas weitergeben.*

»Willst du es haben?«, fragte ich meinen Vater. Die Entscheidung meines Großvaters war für ihn wahrscheinlich wie ein Schlag ins Gesicht gewesen.

»Nein. Ich weiß auch schon eine ganze Weile, dass er es dir vererben wollte. Ich hatte genug Zeit, um meinen Frieden damit zu machen. Außerdem – wenn er wollte, dass du es bekommst, dann sollst du es auch bekommen. Kennst du die Frau, die gegenüber wohnt?«

»Geneva?«

»Genau die.«

Ihr gehörten zwei Häuser in der Straße meines Großvaters, als Jugendliche hatte ich sie immer zwischen den beiden hin- und her-eilen sehen. Eines Tages nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sprach sie an. Ich wollte ihr ein paar Fragen über ihre Arbeit stellen, und sie nahm sich die Zeit und antwortete mir freundlich. Das weiß ich bis heute zu schätzen. Ich hatte niemanden, mit dem ich über Geld sprechen konnte. Pop hatte typische Mittelklasse-Werte: Er brachte mir bei, immer brav meine Steuern zu zahlen, die Sicherheit eines festen Gehalts zu schätzen und unter keinen Umständen Schulden zu machen.

Agathe und ich haben nie über Geld geredet, kein einziges Mal. Sie hat auch nie außer Haus gearbeitet, aber die Tatsache, dass es ihr irgendwie gelungen war, Geld beiseitezuschaffen, um nach Martinique zurückzukehren, hatte in meinem Kopf eine Verbindung zwischen Geld und Unabhängigkeit geschaffen. Robbie war der Meinung, Geld sei die Wurzel allen Übels (was ich für eine schlechte Ausrede dafür hielt, dass er nie welches hatte). Helene hielt Geld für Macht.

Pop erzählte, was Geneva für das Haus gegenüber verlangte, und fügte hinzu: »Deins ist genauso groß, aber in einem besseren Zustand. Du könntest bestimmt noch mehr dafür bekommen.«

»Ich will es aber behalten.«

Pop leerte sein Glas. »Grandpa hat gesagt, er wüsste, er kann sich darauf verlassen, dass du dich gut darum kümmerst. Er wusste genau, dass ich es sofort verkauft hätte.«

Dann redete er von Bestattungsinstitut und Krematorium und ich fragte ihn, ob ich ihm damit helfen könne.

»Ist schon alles geregelt.«

»Wirklich?«

»Ja, wirklich. Jim hat mir geholfen. Wann habt ihr eigentlich das letzte Mal voneinander gehört?«

»Ist schon eine Weile her«, gab ich zu. Ich musste an Mr Ali denken, wie er in seinem Büro vor dem Computer saß und versuchte, mit seiner Lesebrille die Schrift auf dem Bildschirm zu entziffern.

»Ruf ihn doch einfach mal an, ist doch keine große Sache. Ihr müsst ja nur mal zusammen Mittagspause machen oder so.«

»Mach ich, Pop.«

»Ich meine, ihr arbeitet immerhin im selben Büro.«

»Hast recht, Pop.«

Ich merkte, dass ich ihn loswerden wollte. Ich wollte allein sein mit der Nachricht, die er mir überbracht hatte. Anscheinend bemerkte er das, denn er fragte, ob alles in Ordnung mit mir sei.

»Ja, mein Großvater ist bloß gerade gestorben«, antwortete ich.

»Ich meine, du wirkst böse.«

»Böse?«

Er nickte.

»Ich bin müde, deshalb vielleicht.«

»Müde?« Er sah auf die Uhr.

Ich spürte, wie sich alles in mir anspannte vor Gereiztheit. Vielleicht war ich ja wirklich böse, ging es mir durch den Kopf, auch wenn ich nicht wusste, warum. Er sah mich noch einen Moment prüfend an, dann stand er auf.

»Na, dann mach ich mich mal wieder auf den Weg. Nicht, dass mir noch einer die Radkappen klaut.«

In der Tür fügte er hinzu: »Und denk an Jim, geh ruhig mal bei ihm vorbei.« Ich verstand nicht, warum ihm das so viel bedeutete, dass er es sogar noch einmal wiederholte. Ich versprach es ihm.

Dann ging ich zum Fenster und sah zu, wie Pop unsere Klapperkiste ausparkte. Ich wollte Agathe anrufen und ihr von Grandpa erzählen. Sie und er hatten einander gemocht, was sie immer darauf zurückgeführt hatte, dass sie beide aus der Karibik kamen.

Sie hatten einander kennengelernt, als wir mit bei Grandpa im Haus wohnten; die oberste Etage war zu einer eigenen Wohnung ausgebaut gewesen. Als ich fünf oder sechs war, zogen wir nach Queens, besuchten ihn aber noch regelmäßig in Brooklyn. Agathe brachte ihm dabei jedes Mal ihre selbstgemachten *accras de morue* mit. Genau wie sie hatte er als Kind diese Stockfischbällchen oft gegessen.

Ich rief sie dann schließlich doch nicht an. Damals herrschte schon seit mehreren Monaten Funkstille zwischen uns. Seit Helenes Beerdigung fast zehn Jahre zuvor war die Stimmung zwischen uns angespannt. Ich war immer noch wütend wegen dem, was sie damals nach der Trauerfeier am Flughafen zu mir gesagt hatte.

Ich überlegte, Robbie anzurufen, tat auch das aber doch nicht. Er hätte sofort alles stehen und liegen lassen, um für mich da zu sein, und ich wollte ihm keine Umstände machen. Sonst gab es

niemanden in der Stadt, den ich hätte anrufen können, niemanden, der meinen Großvater gekannt hatte. Dafür gab es einen ganz bestimmten Grund, aber darauf gehe ich später noch ein, falls ich es nicht vergesse. Ich wählte Peggy Simpsons Nummer, mit der ich mir in Quantico ein Zimmer geteilt und in der L.A.-Außenstelle zusammengearbeitet hatte. Sie ging nicht dran. Dann rief ich bei Shannon an, ebenfalls Special Agent, mit der ich mich in Indiana angefreundet hatte. Aber auch sie ging nicht dran.

Völlig überwältigt von Trauer und einer erdrückenden Einsamkeit holte ich eine Flasche Rum aus dem Regal über dem Kühlschrank, schenkte mir ein großes Glas ein und ging zurück ins Wohnzimmer. Dann schaltete ich den Fernseher ein, setzte mich aufs Sofa und zog mir den Korb mit meinen Schlössern heran.